Werk

Titel: Goethe in Luxemburg

Autor: Hein, Nikolaus

Ort: Weimar

Jahr: 1941

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503543292_0006|log7

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

ſicherlich zu der geiſtigen Formung ſeiner Perſönlichkeit beigetragen. Sonſt ſind von hervorragenden Männern unter ſeinen Ahnen noch der Große Kurfürſt, Kurfürſt Albrecht Achilles von Brandenburg, der böhmiſche Ketzerkönig Georg von Podjebrad, der Begründer des polniſch-litauiſchen Staates Wladiſlaw Jagello, Kurfürſt Auguſt von Sachſen und Kaiſer Maximilian I. zu nennen. Erwähnt ſei noch, daß auch Johanna die Wahnſinnige in ſeiner Ahnentafel erſcheint.

Der Ahnenverluſt, der bekanntlich durch die Heirat zwiſchen Verwandten entſteht, entſpricht dem bei fürſtlichen Ahnentafeln gewöhnlichen Durchſchnitt. Er beträgt 1301, da die 2047 Ahnenfelder der erſten bis elften Generation ſich auf 746 Perſonen verteilen. Bis auf ſieben unbekannte Vorfahren der Eleonora d'Esmier ſind alle Ahnen bis zur elften Generation nachweisbar.

Das Geheimnis der Entſtehung einer Perſönlichkeit wird ewig unergründlich bleiben, und die Eigenart eines Menſchen kann nur von der verſtehenden und nachſchaffenden Phantaſie, nicht von dem rechnenden Verſtande erfaßt werden. Aber es läßt ſich doch nicht leugnen, daß jeder beſtimmt umgrenzte Anlagen und Kräfte in die Welt mitbringt, die durch die äußeren Lebensumſtände zur Entfaltung gebracht oder zur Verkümmerung verurteilt werden können. Sie bilden das ‚Geſetz, wonach er angetreten', wie es in den Orphiſchen Urworten heißt. Und dieſe Anlagen und Kräfte können ihm nur durch die Ahnen übermittelt ſein, denen er ſeinen Urſprung verdankt. Darum wird man gerade bei großen Männern immer gern wiſſen wollen, von wem ſie ſtammen, auch wenn man nicht errechnen kann, was jeder der Vorfahren ihm gegeben hat.

Nikolaus Hein

Goethe in Luxemburg

Das Herzogtum Luxemburg, der ſüdliche Zipfel der öſterreichiſchen Niederlande, war in dem Feldzug der Alliierten von 1792 Aufmarſchgebiet für die preußiſche Armee, die den Hauptangriff führen und im Zentrum über Longwy, Verdun und Châlons gegen Paris vorſtoßen ſollte, während gleichzeitig zwei öſterreichiſche Heere von Flandern und vom Oberrhein aus gegen das revolutionäre Frankreich vorrückten.

Von Koblenz aus erließ am 25. Juli der Herzog von Braunſchweig ſein berühmtes Manifeſt, das durch ſeinen aufreizenden Ton in Paris den Volksaufſtand vom 10. Auguſt und die Abſetzung und Einkerkerung des Königs hervorrief. Die

Kunde von dieſen Ereigniſſen traf am 16. Auguſt im preußiſchen Hauptquartier im Lager von Mutfort ein.
Seit Ende Juli nämlich hatte die Armee von Koblenz aus ihren Aufmarſch vollzogen. Vom Conzer Lager bei Trier marſchierte ſie am 12. Auguſt moſelaufwärts, überſchritt bei Stadtbredimus und Remich den Fluß und bezog ein Lager bei Mutfort, zwei Stunden öſtlich von Luxemburg. Der König, der Kronprinz und Prinz Louis Ferdinand weilten bei der Armee. Man blieb hier bis zum 18. Auguſt. Die Meldungen von den Pariſer Greuelſzenen riefen den Entſchluß hervor, die eingeleiteten Operationen unverzüglich fortzuſetzen. Über die bedächtigere Strategie des Herzogs von Braunſchweig ſiegte der draufgängeriſche Unmut Friedrich Wilhelms, der das Heil der franzöſiſchen Monarchie nur in einem raſchen Vorſtoß gegen Paris erblickte. Am 18. Auguſt rückte man bis Bettemburg vor und am 19. von dort ins Lager von Procourt ſüdlich von Longwy; die Feſtung kapitulierte am 26., am ſelben Tage, da Goethe in Luxemburg eintraf, und nun ging der Vormarſch weiter über Verdun, Grandpré bis Valmy.

In Verbindung mit den Preußen operierte ein Emigrantenkorps unter dem Befehl der Marſchälle de Broglie und de Caſtries, auch die Brüder Ludwigs XVI., die Grafen von Provence und von Artois, weilten bei dieſer Prinzenarmee, einer bunt zuſammengewürfelten Truppe von geringem Gefechtswert. Von Pellingen bei Trier aus folgte das Korps am 18. Auguſt der preußiſchen Armee, lagerte am 18. bei Grevenmacher und am 19. bei Stadtbredimus, wo es zehn Tage verblieb. Am 29. überſchritt es die franzöſiſche Grenze in Richtung Diedenhofen.

Von den deutſchen Bundesſtaaten nahmen, da kein Reichskrieg erklärt war, nur die Heſſen am Feldzug teil. Das Hilfskorps des Landgrafen von Heſſen-Kaſſel überſchritt am 28. in Stärke von ſechstauſend Mann die Moſel bei Grevenmacher und zog am 29. durch die Stadt Luxemburg.

Mitten in dieſe Truppenbewegungen hinein geriet Goethe, der am 26. von Trier aus in ſeiner leichten, vom Diener Paul Götze kutſchierten böhmiſchen Halbchaiſe dem Heer ins Lager vor Longwy nachfuhr.

Der Herzog Karl Auguſt, der ſeit 1788 Chef des 6. preußiſchen Küraſſierregimentes war, befehligte in dieſem Krieg eine preußiſche Kavalleriebrigade. Auf ſeinen dringenden Wunſch hin begleitete Goethe den Freund in den Feldzug, wie er ihm ſchon 1790 ins Feldlager nach Schleſien gefolgt war. Nur ungern verließ Goethe Weimar, wo er ſich 1788 einen ‚beglückenden, wenn auch unregelmäßigen

Hausſtand' (Dove) gegründet hatte, und die Briefe aus dem Felde bezeugen, daß ſein Herz daheim geblieben war, bei Chriſtiane und dem 1789 geborenen Sohn Auguſt. Zudem war er nun gezwungen, den Umbau ſeines Wohnhauſes am Frauenplan, das ihm der Herzog eben erſt geſchenkt hatte, ſeinem Freunde und Hausgenoſſen Heinrich Meyer anzuvertrauen. Trotzdem glaubte er, dem Herzog, deſſen Vertrauen und Güte er ſeit ſechzehn Jahren genoſſen, ſeine Bitte nicht abſchlagen zu dürfen, und ſo machte er denn im perſönlichen Gefolge Karl Auguſts, als deſſen vertrauter Begleiter und Geſellſchafter, den unglücklichen Feldzug mit. Mit der ihm eigenen unermüdlichen und vielſeitigen geiſtigen Regſamkeit gewann er jedoch der ihm aufgedrungenen Pflicht trotzdem ſogleich Intereſſe ab: Der Krieg, der ſeiner Meinung nach die Verbündeten bald nach Paris führen würde, bot ihm Gelegenheit, ‚die franzöſiſche Nation näher kennen zu lernen' ſowie das Muſterbeiſpiel eines Feldzugs unter einem anerkannten großen Strategen mit äſthetiſcher Freude zu ſtudieren.

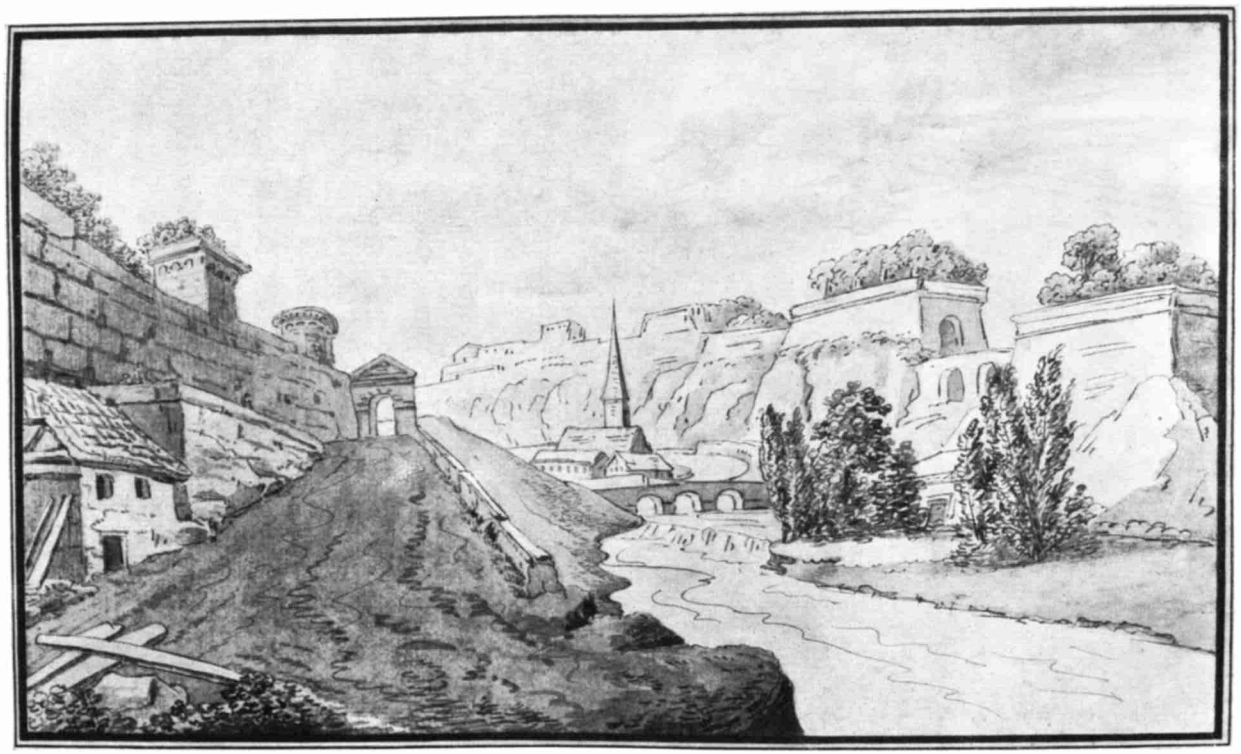
Als Außenſeiter war Goethe nicht in die politiſchen und militäriſchen Ziele und Operationen eingeweiht; auch brachte er ihnen nur mäßiges Intereſſe entgegen. Zwar folgte er den Ereigniſſen aufmerkſam, wie ſeine Briefe bezeugen, aber ihm war ‚weder am Tode der ariſtokratiſchen noch der demokratiſchen Sünder im mindeſten etwas gelegen', und er wünſcht ſich wieder zurück ‚zwiſchen die Thüringer Hügel' (Briefe, W. A. X, 6). Von einem nationalen Mitempfinden in dieſem Kabinettkrieg kann bei ihm keine Rede ſein, er fühlt weder öſterreichiſch noch preußiſch, und ein Deutſchland als Nation und geeinter Staat beſtand damals höchſtens als Traum bei nur wenigen, jedenfalls aber nicht bei dem Miniſter eines deutſchen Kleinſtaates, dem von Jugend auf die kleinpolitiſchen Verhältniſſe gerade recht waren. Er wünſchte deren Fortbeſtand. Und was Preußen betrifft, das berufen war, die Einigung Deutſchlands zu vollziehen, ſo beſaß es nun einmal Goethes Liebe nicht, wenn er auch in ſeiner Jugend die perſönliche Größe Friedrichs II. bewunderte.

So lehnte er auch die Revolution von Anfang an ab. Seine innere Haltung ihr gegenüber verrät ebenfalls einen merkwürdigen, nicht ganz zu löſenden Widerſpruch: die intuitive Erkenntnis ihrer Bedeutung ſteht im Gegenſatz zu ſeinem Wünſchen und Wollen. Wohl iſt ihm klar, daß ‚irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes iſt, ſondern der Regierung', wohl ſieht er die eigentliche Urſache der Franzöſiſchen Revolution ‚in dem greulichen Verderben, worin der Hof und die Vornehmeren befangen waren', und ſtellt er im ‚Großkophta' (1791) die verrotteten Zuſtände des alten Regimes an den Pranger, aber ſchon die Art, wie er

hier Vorgänge und Menſchen ins Kleinliche herabzieht und ſatiriſch beleuchtet, beweiſt, daß es ihm mehr darum ging, für ſich ſelbſt der aufſchreckenden Eindrücke Herr zu werden und das unheimliche Grollen zu übertäuben, das ihm ſchon aus der Halsbandgeſchichte (1785) in die Ohren geklungen war, ſo zwar, daß er mit ſeinen damaligen Äußerungen den Freunden als ‚wahnſinnig‘ erſchien. Selbſtberuhigungsmittel waren ihm ſo auch ‚Der Bürgergeneral‘ (1793) und ‚Reineke Fuchs‘ (1793).

Zwiſchen dem ‚Großkophta‘ und dieſen beiden Werken liegen die Erlebniſſe des Feldzugs in Frankreich, und beſonders die Briefe offenbaren das Zwieſpältige in Goethes Stimmung.

Aus der Einſicht in den heilloſen Verfall der führenden Geſellſchaftsſchichten ergibt ſich für ihn nicht etwa eine Rechtfertigung der Revolution. Der Aufſtand der Maſſe bedroht alles Beſtehende mit Untergang, es graut ihm vor der Herrſchaft des rohen Inſtinkts, denn die Maſſe bleibt immer Maſſe, mehr von Trieben als von geiſtigen Beſtimmungen geleitet. Er ſucht ſich zunächſt noch mit der Vorſtellung zu beruhigen, daß die Revolution nur ein ‚Zeitfieber‘ ſei, er ſieht in abſichtlicher Verkleinerung in ihr nur eine neue Fratze des Parteigeiſtes, eine Karikatur des Menſchlichen, er ſetzt der Wirrnis der Zeit geiſtige Kräfte entgegen, aber die Bewegung wächſt und wächſt. Sein ahnungsvoller Ausſpruch von Valmy, gleichviel, ob er tatſächliche Äußerung von 1792 iſt oder nicht, gibt jedenfalls die Grundſtimmung wieder, die er aus dem unglücklichen Feldzug mit heimbrachte. Die ſtarken Ausdrücke des letzten Tagesberichtes von Luxemburg teilen gewiß auch etwas von der eigenen fürchterlichen Stimmung und Not mit, die unter den Kriegskameraden um ſich griff. Dieſe Depreſſion klingt dumpf aus den Luxemburger Briefen heraus: ‚Wir werden alſo mit der ganzen Herde ins Verderben rennen. Europa braucht einen dreißigjährigen Krieg, um einzuſehen, was 1792 vernünftig geweſen wäre.‘ Offenbar meint er damit eine paſſiv abwartende, bloß die eigenen Grenzen ſichernde Haltung, obwohl er am 29. Oktober das ‚unſelige Neutralitätsſyſtem der nächſten Fürſten‘ bedauert. Aber in einer merkwürdigen Verkennung der Exploſivkraft revolutionärer Ideen und des franzöſiſchen Expanſionswillens verſteift er ſich nun um ſo hartnäckiger auf ſeinen Wunſch, ein Übergreifen dieſer Ideen auf Deutſchland möchte zum wenigſten verhindert werden, und um ſo unglücklicher macht es ihn, zu ſehen, wie ſelbſt deutſche Bürgerkreiſe und Dichter mit dem Jakobinertum ſympathiſieren. Hätte er doch, wenn er auf dem Rückzug den ‚Moniteur‘ vom Oktober zu Geſicht bekommen hätte, darin die



Luxemburg: Grund mit Bockbefeſtigung. Handzeichnung von Goethe. Oktober 1792

im September erfolgte Ernennung Schillers zum Ehrenbürger der Französischen Republik lesen können.

Seine Haltung gegenüber der Revolution ist nicht darauf zurückzuführen, daß er mit den vom Umsturz bedrohten Mächten durch seine Lebensstellung verwachsen war, sie gründet sich auch nicht auf den quietistisch engherzigen Standpunkt des ‚Bürgers', dem seine Behaglichkeit und seine Interessen über alles gehen, sondern sie wurzelt in dem Kern seiner Persönlichkeit, in den Seelenkräften, die sein ganzes Weltbild bestimmen. Und gewiß gilt das Wort aus der ‚Kampagne', man könne sich ‚keinen isolierteren Menschen denken', als er damals gewesen sei, nicht nur für seine Naturforschungen. Schon der Mainzer Abschnitt deutet das Unbehagen an, das die ‚große republikanische Spannung der Gemüter' in ihm hervorrief, wie es in einem frühen Schema zur ‚Kampagne' heißt, und er fährt fort: ‚Mir ward unwohl in der Gesellschaft.'

Diese Mißstimmung, das quälende Gefühl seiner Vereinsamung als Mensch, Künstler und Forscher in diesen nachitalienischen Krisenjahren begleitet Goethe auf die Fahrt nach Frankreich. Im biographischen Schema vom Mai 1810 definierte er seine Stimmung so: ‚Schwer zu entziffernde Komplikation innerer Geistesverhältnisse und äußerer zudringender Umstände.' Und wie in all jenen Jahren sind ihm auch jetzt Wissenschaft, Natur und Kunst die rettenden und heilenden Mächte. Der ‚strenge Realismus' hilft ihm über selbstzerstörerische Sentimentalität hinweg. ‚Glückselig der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllt', ruft er im Schlamm von Landres aus, und das erste, was er, kaum angekommen von der Unglücksfahrt, in Luxemburg tut, ist das Ordnen seiner Manuskripte zur Farbenlehre. Ein seltsamer Schlachtenbummler, dessen ständiger Begleiter ein physikalisches Lexikon ist! Tätig sein im Geistigen: so gewinnt er den inneren Halt und die Fassung, die ihn vor dem anfänglichen Siegestaumel seiner Umgebung ebenso bewahrt wie vor ihrem späteren Sturz in die Verzweiflung, ja seine Gelassenheit strahlt nun Trost und Stärkung auch auf die andern aus.

An Natur- und Kunsteindrücken bot die eilige, von ständigem Regen begleitete Kriegsfahrt durch eine durchweg reizlose und kunstarme Gegend von Trier an herzlich wenig. Um so erfreulicher waren darum jene paar landschaftlichen und künstlerischen Erlebnisse, die ihm das Herzogtum Luxemburg bescherte.[1]

[1] Ausführlich habe ich Goethes Aufenthalt und alle sich daran anknüpfenden Fragen behandelt in meiner Schrift ‚Goethe in Luxemburg' (Verlag W. Bück, Luxemburg, 2. Aufl. 1940), in der auch zum ersten Mal die drei von mir in Weimar festgestellten Zeichnungen Goethes von Luxemburg veröffentlicht worden sind.

Noch dreißig Jahre ſpäter lebt die dankbare Erinnerung an dieſe Stunden der Sammlung und Erholung in ihm und gibt den betreffenden Abſchnitten der ‚Kampagne‘ ihr Gepräge.

Ein ſeltener Glücksfall überraſcht Goethe ſchon gleich im erſten luxemburgiſchen Dorf: die Igeler Säule, das römiſche Grabdenkmal der Sekundinier, das um 200 nach Chriſtus errichtet worden iſt.

Am Nachmittag des 26. Auguſt fährt Goethe von Trier ab in Richtung Longwy. Seit dem 8. Auguſt iſt er unterwegs. In Frankfurt hat er acht Tage bei der Mutter geweilt, die er ſeit 1775 nicht mehr geſehen, und nach einem kurzen Aufenthalt in Mainz hat er in zweitägiger Fahrt über Bingen und den Hunsrück Trier am 25. erreicht. Er hat Eile, zum Heer zu gelangen; der Vormarſch hat begonnen, Longwys Fall ſteht bevor.

Auf der Straße, die ins Herzogtum führt, herrſcht lebhafter Verkehr. Schwere preußiſche Bagagewagen, die den Nachſchub beſorgen, vorbeiſprengende Stafetten, kleine Trupps ſchwerbepackter Emigranten in Feldausrüſtung, die moſelaufwärts zur Prinzenarmee ziehen, elegante, wappengeſchmückte Karoſſen, vollbepackt mit Frauen und Kindern, alles iſt in Bewegung, alles drängt zur franzöſiſchen Grenze.

Breit und ruhig ſtrömt die Moſel daher, von Laſtſchiffen belebt, die aus den Koblenzer Magazinen den Proviant hinaufſchaffen. Hier, wo die Saar ihre Fluten in jähem Gefälle in die Moſel ergießt, öffnet ſich dem Blick eine breite, flache Talmulde, umgürtet von den wuchtig auftrotzenden Vorbergen der Eifel und den anſteigenden Höhen des Hunsrücks, eine der ſchönſten Talniederungen Deutſchlands, lieblich und impoſant zugleich.

Aber alles dieſes verſinkt für Goethes Augen vor dem einzigartigen Bilde des römiſchen Grabdenkmals, das, über die Dorfhütten aufragend, ſchon von weitem den Blick feſſelt und einen Eindruck machtvoller Größe und Hoheit erzeugt; in ſeinem klar gegliederten Aufbau und dem maßvollen Realismus ſeiner Reliefbilder atmet es jenen Geiſt, der ſeit Italien Goethes Weltbild und Kunſtanſchauung entſcheidend beſtimmt. Hier iſt Harmonie, Klarheit und Ordnung, hier iſt Sinn für Natürlichkeit und Gegenwart; ‚das Gefühl eines fröhlich-tätigen Daſeins‘ teilt ſich dem Beſchauer unwillkürlich mit. Goethe muß dieſes Zeugnis klaſſiſch-antiken Geiſtes hier im nordiſchen Lande als eine wahre Beglückung empfinden und als Beſtätigung ſeiner innerſten Überzeugungen. Seit Italien iſt er verein-

ſamt, verkannt in ſeinem Streben. Enttäuſcht kehrt ſich alles von ihm ab. Sie wollen Gefühlsüberſchwang, Leidenſchaft, Maßloſigkeit, – er ſucht das Gleichmaß, die Klarheit, die Bändigung. Das iſt das innere Geſetz ſeiner Natur: aus Dumpfheit und Verworrenheit ſich aufzuringen zu Helle und Harmonie. Darum iſt dieſes Denkmal hier ihm Troſt und Labſal.

Wir müſſen hier die Frage unerörtert laſſen, ob Goethe ſchon auf der eiligen Hinfahrt oder erſt bei der Rückkehr aus dem Feldzug die entſcheidenden Eindrücke gewonnen hat, die ſeinen Ausführungen zugrunde liegen; ebenſowenig kann auf die Anregungen und Einſichten hingewieſen werden, die er aus ſpäteren Werken gewann. Die Tatſächlichkeit dieſes Erlebniſſes muß uns hier genügen. Die Verteilung des Stoffes auf mehrere Tagebuchabſchnitte (26. Auguſt – 22. Oktober – 24. Oktober, Trier) iſt ja vor allem auch durch künſtleriſche Abſichten bedingt. Bei der Rückſchau von 1820 hat der Dichter die ‚Kampagne‘ von vornherein auf den unglücklichen Ausgang des Feldzuges abgeſtimmt und die tatſächlichen Erlebniſſe als Glieder der ſteigenden und fallenden Handlung ziemlich willkürlich eingeordnet. So werden die beiden Igeler Abſchnitte vom Auguſt und vom Oktober in ihrer Kontraſtwirkung mit ihrem Bild friedlicher Tätigkeit bedeutſam abgehoben von dem dazwiſchen liegenden böſen Alptraum des unglückſeligen Kriegsunternehmens. In Igel endet das Vorſpiel, das unmittelbar ins Kriegstreiben hineinführt, und im Oktober glänzt dem müde und zerſchlagen von der Unglücksfahrt Heimkehrenden das Monument ſo troſtvoll und lebenverheißend entgegen ‚wie der Leuchtturm einem nächtlich Schiffenden‘.

Eine Wegſtunde weiter moſelauf, bei Grevenmacher, wird Goethe durch ‚das modernſte Schauſpiel‘ eines im Aufbruch befindlichen Emigrantenkorps aus ſeinen der Antike zugewandten ‚angenehmen und fruchtbaren‘ Betrachtungen zurückgerufen in die unmittelbare Gegenwart. Es iſt Krieg, – und recht bedeutſam ſtellt dieſe Szene die Hauptanſtifter des Krieges in den Vordergrund. Sie bildet den Auftakt zu dem Kriegstreiben, dem ſich Goethe jetzt nähert. Die Goetheſche Kunſt, durch das Tatſächliche zu wirken, inſofern es ‚bedeutend‘ iſt, und Stimmung durch das Gegenſtändliche zu erzeugen, bewährt ſich auch hier. Goethe brauchte die Szene nicht zu erfinden. Das Gros der Prinzenarmee ſtand damals zwar drei Stunden weiter flußaufwärts bei Stadtbredimus. Aber einzelne Abteilungen waren ſicherlich noch im Nachrücken. So zogen am 29. Auguſt hinter den heſſiſchen Truppen die Feldequipagen, alſo die Gepäck- und Reiſewagen, der Emigrantenarmee nebſt zwei Schwadronen berittener Grenadiere durch die Stadt Lurem-

burg. Dieſe Abteilung muß Goethe auf dem Wege von Trier nach Luxemburg getroffen haben, und zwar bei Grevenmacher, wo die Heſſen am 28. die Moſel überſchritten. Goethe ſpricht ja auch von berittenen Truppen und erwähnt beſonders den Gepäckplunder, ‚Kutſchen und Reiſewagen‘.

(Auf Grund der von ihm feſtgeſtellten Zuſammenhänge mit anderen Quellen erklärt G. Roethe: ‚Der ganze Aufenthalt in Grevenmacher iſt Erfindung, von durchſichtigem Werte für den Stimmungsgehalt des Werkes.‘ Dieſem Urteil kann ich nicht zuſtimmen. Das Schauſpiel der Emigranten iſt offenbar Erlebnis von 1792.)

In Grevenmacher iſt Poſtwechſel, und Goethe muß mehrere Stunden auf neue Poſtpferde warten. Er ſitzt vor dem Hauſe unter freiem Himmel und beobachtet das Gedränge der Emigranten vor dem Briefkaſten, in den Hunderte von Briefen hineingeworfen werden, und er malt ſich ſinnend den Inhalt dieſer Briefſchaften aus: Liebesſehnſucht und ‚Qual des Entbehrens‘, bettelnde Not, frohe Siegeszuverſicht und jammernde Wehleidigkeit: die ganze Stufenleiter menſchlicher Gefühle, wie ſie aus ſolcher Bedrängnis emporwachſen, wird in dieſer deutenden Enthüllung bloßgelegt.

Der Inhalt dieſes Abſchnittes iſt aber, wie Roethe überzeugend nachgewieſen hat, offenbar ſpätere Zutat und Ausſchmückung. Wie auch ſonſt vielfach in der ‚Kampagne‘ verwandelt Goethe hier Geleſenes in Erlebtes: Zwar der Pferdewechſel iſt bezeugt durch Götzes Rechnungsbuch, die Verzögerung iſt eine faſt unausbleibliche Folge der in dieſen Tagen erfolgenden Truppendurchzüge, auch ein regeres Briefſchreiben iſt bei einer vor dem Abmarſch ins Feld ſtehenden Truppe durchaus ſelbſtverſtändlich; was aber Goethe als Ergebnis ſeines Sinnens und Ratens hier angibt, iſt nichts anderes als ein verkleinerndes Abbild, eine Zuſammenfaſſung des ‚Original-Briefwechſels der Emigrierten‘, jener vom Nationalkonvent aufgefangenen Emigrantenbriefe, die 1793 herausgegeben wurden und deren deutſche Überſetzung Goethe nachweislich im Jahr 1820 bei der Abfaſſung der ‚Kampagne‘ zu Rate gezogen hat. Auch dieſes Buch ordnet die Briefe nicht chronologiſch oder nach Abſendern, ſondern nach Kategorieen: Aufſchlüſſe, Abſichten, Liebe uſw. Goethe greift die menſchlich bedeutſameren Gruppen heraus und führt das bunte Gemiſch der Erſcheinungen auf einige typiſche Grundformen zurück.

Die Art, wie Goethe hier in Grevenmacher das Emigrantentum ſieht und ſchildert, iſt typiſch für ſeine Einſtellung zu dieſer Menſchenklaſſe, über die andere Kriegsteilnehmer ſich mit vernichtender Schärfe geäußert haben. Bei ihm tritt,

vielleicht durch die zeitliche Entfernung begünstigt, eine verständnisvolle Teilnahme an so viel menschlicher Not wohltuend in Erscheinung, aber auch er kann das skeptische Lächeln nicht verbergen, mit dem er auf das seltsame Getue dieser Salonmenschen herabblickt. Ihr ganzes Gebaren ist durch selbstsüchtige Motive bestimmt. Kein Zug von Größe, kein Gefühl für Würde und Haltung offenbart sich bei diesem Adel, der seinen Namen nicht verdient. Goethe wahrt sich ihnen gegenüber einen ruhig und unbefangen beobachtenden Abstand, und weder hier noch sonst in der ‚Kampagne' findet seine Teilnahme an ihrem Schicksal jenen warmen Ton, den er etwa bei den Leiden der bedrängten französischen Bevölkerung anschlägt.

Der Postmeister, selbst ungehalten über das lange Ausbleiben der Pferde, sucht die Ungeduld des durchreisenden hohen Herrn zu beschwichtigen, indem er ihn in ein Gespräch über die Kriegslage verwickelt. Postmeister wissen immer das Neueste. Nur gilt es, auf der Hut zu sein und sich nicht zu verplappern. Der fremde Herr ist zwar Zivilist, aber etwas Besonderes ist schon an ihm, vielleicht ist er Diplomat; in letzter Zeit fahren solche ja dutzendweise hier durch... Postmeister sind neugierig. Ein gut geführtes Gespräch bietet Gelegenheit, dem Fremden auf den Zahn zu fühlen. Der Herr interessiert sich für Briefschaften – gut. Da sind eine ganze Menge an Emigranten adressierte Briefe mit Stempeln aus den verschiedensten Gegenden; jetzt sind sie unbestellbar geworden, denn alles ist eingerückt und im Vormarsch begriffen. ‚Sehen Ihro Gnaden, wie siegesgewiß diese Leute da dreinschauen und wie sie fast vergattern vor Ungeduld, mit dabei zu sein, wenn der Siegeszug über die Grenze geht?... Aber wissen Ihro Gnaden auch, daß in Frankreich das Volk in Massen zu den Fahnen strömt, um für die neue Ordnung zu kämpfen? Und auf allen Gassen singt man jetzt das Lied, das so aufrüttelnd und so neu klingt: ...enfants de la patrie...oder so was!'

‚Ganz recht, Ihro Gnaden, ganz meine Meinung, der Feldzug wird kein Spaziergang sein. Und die Preußen, die schon auf dem Anmarsch viel Unbilden erlitten haben, werden in Frankreich noch manche harte Nuß zu knacken bekommen.'

Goethes bedächtig-maßvolle Art hat sein Vertrauen gewonnen, und er fühlt nun keine Bedenken mehr, all die Schwierigkeiten zu erwähnen, auf die die Preußen stoßen würden, ja sogar auch auf die empörenden Ausschreitungen und Plünderungen hinzuweisen, die sie sich beim Einmarsch in Frankreich zuschulden kommen ließen.

Roethe sieht auch die Postmeisterszene als spätere Erfindung Goethes an: ‚Auch diese Figur ist Schöpfung seiner künstlerischen Phantasie: die epische Vor-

deutung, ein wichtiges Kunſtmittel Goethiſcher Erzählung, nimmt in dem bedenkenreichen Halbrepublikaner Geſtalt an.' Ich möchte trotzdem an der Echtheit des Erlebniſſes feſthalten. Über die Perſönlichkeit des Poſtmeiſters konnte ich folgendes ermitteln: Er hieß Philipp Karl Jolliot und entſtammte einer angeſehenen Luxemburger Familie. Geboren war er 1744 in Grevenmacher als Sohn des Schöffen N. L. Jolliot und ſtarb 1794. Gemäß der Todeseintragung war er – wie Goethe – Lizentiat der Rechte.

Aus den Worten, die Goethe ihm in den Mund legt, ſprechen die Einſicht und die Klugheit eines reifen, beſonnenen und gebildeten Mannes: ‚Von allem war er gut unterrichtet und ſchien nicht abgeneigt, andere zu unterrichten.' Daß ein Poſtmeiſter des Herzogtums mit den republikaniſchen Ideen ſympathiſierte, iſt nicht unglaubhaft, ſpricht doch Laukhard von einer ähnlichen Stimmung in der luxemburgiſchen Bevölkerung; auch zwiſchen Koblenz und Trier traf er Leute, die den Preußen ihr Unglück vorherſagten: ‚Alle dieſe prophezeiten wie ich und nahmen die neufränkiſche Demokratie in Schutz' (‚Briefe eines Augenzeugen' I, 27). Gewiß konnte Goethe 1820 alles, was er den Poſtmeiſter erzählen läßt, aus anderen Gewährsmännern ſchöpfen, auch die Plünderungen in Tiercelet und Brehaine-la-Ville, über die Laukhard und Wagner ausführlich berichten; gewiß verwendet Goethe öfters den Kunſtgriff, zeitlich und räumlich abgelegene Vorgänge, die er nicht ſelbſt erlebt hat, durch dritte Perſonen erzählen zu laſſen. Immerhin konnten dieſe Vorkommniſſe vom 19. und 20. Auguſt dem Poſtmeiſter am 26. ſchon bekannt ſein, und eine Erzählung derſelben aus ſeinem Munde klingt nicht unwahrſcheinlich. Seiner Geſinnung entſpricht auch eher der Vorwurf, man habe die Plünderer nur ‚zum Schein beſtraft', eine Äußerung, die zu Goethes Quellen in Widerſpruch ſteht, denn alle ſprechen von Strafen und Verboten und verurteilen dieſe Vorkommniſſe entſchieden; bei unſerer Annahme iſt man alſo der Notwendigkeit enthoben, dieſen willkürlichen Zuſatz Goethes als Ausdruck der franzoſenfreundlichen Tendenz ſeines Werkes anzuſehen. Oder ſoll ihm dieſe Äußerung des Poſtmeiſters nur als Stichwort dienen für ſeine eigene, den Vorwurf abſchwächende Bemerkung über das Unvermeidliche ſolcher Ausſchreitungen, wie ſie jede Kriegführung im Gefolge hat? Es erſcheint wohl angebracht, an der Glaubwürdigkeit von Goethes Darſtellung feſtzuhalten, mag er auch einzelnes weiter ausgemalt haben. Auch A. Chuquet iſt der Anſicht, daß wir die Poſtmeiſterepiſode an und für ſich als Tatſache hinnehmen müſſen (Goethe en Champagne, S. 83).

Ein ſonderbarer Zufall wollte, daß gerade in Grevenmacher im Jahre 1917 bei einer Möbelverſteigerung mit allerlei alten Büchern auch ein Buch verſteigert wurde, in dem der neue Beſitzer nachträglich Goethes eigenhändige Namenszüge eingetragen fand. Es iſt folgendes Werk: Johann Hübners Reales Staats-, Zeitungs- und Converſations-Lexicon, Neueſte Auflage, erſchienen 1761 bei E. F. Bader, Regensburg und Wien. (In Goethes Gewohnheit lag es allerdings nicht, ſeine Bücher mit ſeinem Namenszug zu verſehen, aber die Direktion des Goethe-Nationalmuſeums in Weimar hat auf Grund des ihr zugeſandten photographiſchen Abzugs die Unterſchrift für echt erklärt. Nach ihrer Anſicht ſtammt das Buch aus der Bibliothek von Goethes Vater; in der des Dichters findet ſich dasſelbe Werk in der Ausgabe von 1798 vor.) Unſer Band trägt deutliche Gebrauchsſpuren, und beſchmutzte Doppelſeiten weiſen darauf hin, daß er auf naſſer Erde gelegen hat und alſo vielleicht auf der Reiſe nach Frankreich benutzt wurde. Wie und wo er Goethe abhanden kam, ob er ihn in Grevenmacher oder ſonſtwo, bei ſeinem erſten oder zweiten Aufenthalt liegen ließ oder verlor, darüber laſſen ſich höchſtens Vermutungen anſtellen. Jedenfalls iſt das Buch das einzige im Lande befindliche ſinnfällige Erinnerungszeichen an Goethes Aufenthalt.

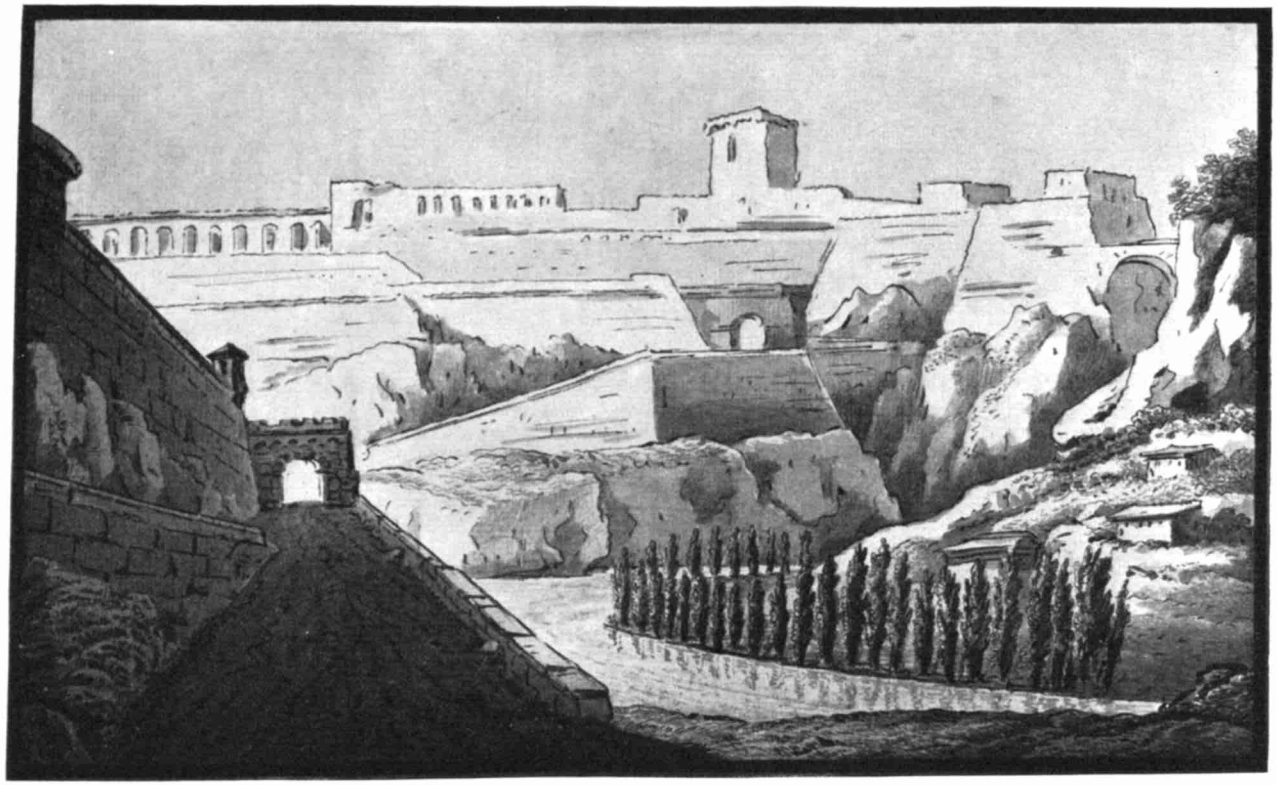
Vielleicht trägt dieſe Feſtſtellung auch zur Klärung einer Frage bei, die den Herausgebern der ‚Kampagne‘ immer wieder einiges Kopfzerbrechen macht. Goethe erzählt am 4. Oktober, er habe, im Küchwagen fahrend, den dritten Band von Fiſchers phyſikaliſchem Lexikon aus dem Koffer genommen und ihn dann der Küchmagd in Verwahr gegeben. In Trier (25. Oktober) ſucht er ihn wiederzuerlangen und erhält ihn auch von der Küchmagd, die krank im Lazarett liegt, reinlich und wohlerhalten zurück. Da Fiſchers Lexikon aber erſt 1798 zu erſcheinen begann, muß ein Verſehen Goethes vorliegen. ‚Man hat nun für Fiſcher den Namen Gehler einſetzen wollen, deſſen Wörterbuch 1787–95 erſchien. Aber Goethe hat ſpäter nur den Fiſcher beſeſſen, doch könnte ihm der Gehler abhanden gekommen ſein‘ (F. Bergemann, Feſtausg. des Bibl. Inſt., Bd. 18, S. 576). Könnte es ſich nicht um Hübners Lexikon handeln? Goethe hatte das Werk von Frankfurt mitgenommen und behielt den Verluſt in der Erinnerung, wußte aber 1820 wohl nicht mehr, um welches Werk es ſich handelte. Er ſetzte nun anachroniſtiſch den Namen Fiſcher ein. Ein phyſikaliſches Lexikon paßte durchaus in den Kreis ſeiner damaligen naturwiſſenſchaftlichen Bemühungen. Da aber alle Bände von Fiſcher in ſeiner Bibliothek ſtanden, erfand er die Küchmagdepiſode, deren Trierer Beſtandteil übrigens unwahrſcheinlich iſt.

Goethe erreichte am Abend dieſes 26. Auguſt Luxemburg und fuhr am folgenden Tag ohne Unterbrechung über Bettemburg und Eſch bis ins Lager von Procourt, das er nachmittags erreichte. Er hat alſo am 26. in Luxemburg übernachtet. Die ‚Kampagne‘ erwähnt dieſen kurzen Aufenthalt nicht; aus künſtleriſchen Gründen leitet die letzte Station Grevenmacher unmittelbar zum Kriegsſchauplatz über. Auch aus anderen Quellen laſſen ſich keine Anhaltspunkte für dieſen Aufenthalt gewinnen. Merkwürdigerweiſe fehlt in Götzes ſonſt gewiſſenhaft geführtem Rechnungsbuch für dieſen Tag die übliche Eintragung ‚Für Zehrung und Logis‘. Er ſetzt auch die Ausgabe für ‚Poſtgeld von Luxemburg ins Lager‘ unter das Datum des 26. Auguſt. Aber Goethes beſtimmte Angabe: ‚und gelangte den 27. Auguſt nachmittags gegen das Lager von Procourt‘, läßt keinen Zweifel zu.

*

Über die Argonnen her ins Maastal nieder ſchlagen die unaufhörlichen Regenſchauer dieſes frühen Herbſtes. Tagelang, wochenlang. Seit Ende September iſt die preußiſche Armee auf dem Rückzug. Mühſam winden ſich die Fuhrwerkskolonnen durch den knietiefen Schlamm der Wege von Etappe zu Etappe, das Heer zerbröckelt, Hunger und Not, Regen und Kälte, vor allem aber die Ruhr räumen ſchrecklich darin auf; von Tag zu Tag ſteigern ſich die Verluſte, und nur klägliche Reſte ſind es, die nach drei furchtbaren Wochen die rettende Grenze des Herzogtums erreichen: aus dem Rückzug iſt eine Kataſtrophe geworden. Was Goethe am 12. Oktober auf dem Wege von Longuyon nach Longwy erlebt, iſt noch nicht das Höchſtmaß des Zuſammenbruchs, denn es ſind erſt die Heſſen und die Emigranten hier durch, und das Gros des preußiſchen Heeres iſt noch Tagemärſche weit zurück, aber auch ſo ſchon läßt ſelbſt Goethes maßvoll abgetönter Bericht uns das grauenvolle Elend ahnen, deſſen Zeuge er in dieſen Tagen war: ‚Was ſoll ich alſo wiederholen, daß die Wege nicht beſſer wurden, daß man nach wie vor, zwiſchen umgeſtürzten Wagen, abgedeckte und friſch ausgeſchnittene Pferde aber- und abermals rechts und links verabſcheute. Von Büſchen ſchlecht bedeckte geplünderte und ausgezogene Menſchen konnte man oft genug bemerken, und endlich lagen auch die vor dem offenen Blick neben der Straße.‘

Alle Berichte von Kriegsteilnehmern malen das Grauen dieſes Zuſammenbruchs. Bis nach Luxemburg zog ſich die Kette dieſer Elendsſzenen auf den Straßen des Rückzugs. Daneben wird die wachſende Erbitterung der Bevölkerung über die Kriegsdrangſale geſchildert ſowie die Gereiztheit und Spannung, die zwi-



Luxemburg: Befeſtigungen am Clauſener Berg. Handzeichnung von Goethe. Oktober 1792

ſchen Öſterreichern und Preußen Platz gegriffen hat, weil ſie ſich gegenſeitig die Schuld an der Kataſtrophe zuſchieben. Das iſt die Atmoſphäre, die Goethe in Luxemburg erwartet. Einige Zeugniſſe ſeien deshalb hier wiedergegeben:

Loßberg, der bei den Heſſen war, berichtet: ‚...Auf den Rückzugslinien waren alle Straßen und Wege mit Tauſenden von krepierten Pferden beſät ſowie auch von vielen, welche noch lebten und die, wegen Kraftloſigkeit unbrauchbar geworden, nun ihre letzten Kräfte anſtrengten, um den Truppen inſtinktmäßig zu folgen. Die vielen kranken, ſpärlich bekleideten Soldaten, zu deren Fortſchaffung nicht Wagen genug anzuſchaffen waren und welche alle ihre Kräfte anſtrengten, um ſich, zu Fuß, der Gefangenſchaft zu entziehen, gewährten einen höchſt traurigen Anblick... Auf dem Wege nach Luxemburg gelang es mir nur mit der größten Anſtrengung, an mehreren Stellen durch die ſich da angehäuften Kranken, Marodeurs, Traineurs, Fuhrwerke und Packpferde von allen Truppen, worunter ſich auch Öſterreicher befanden, zu kommen... Ungefähr eine halbe Stunde vor den Werken lagen links in einiger Entfernung von der Straße viele Hunderte krepierter Pferde, welche man dahin aus der ganzen Gegend zuſammengeſchleppt hatte und die, von tauſend gierigen Raben und Dohlen umſchwärmt, einen peſtartigen Geruch verbreiteten. Auch der Spekulationsgeiſt war nicht untätig geblieben...‘ Ditfurth bringt nach Augenzeugenberichten folgendes Bild: ‚Vor den Augen der Truppen zeigten ſich – beim Abzug – dicht bei Luxemburg ohnweit und auf der Straße noch einmal die entſetzlichſten Folgen der Ruhrkrankheit. Hunderte Soldaten lagen tot auf dem Rücken, in den Mienen noch die krampfhaften Zuckungen, oder in andern Stellungen‘ (‚Die Heſſen in den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794‘).

Auch Wagner ſchildert die heilloſe Verwirrung des Rückzugs: ‚In Luxemburg gab es mancherlei Auftritte. Der größte Teil der Kranken paſſierte hier durch; ſchaudervolle Auftritte traten einem ſtündlich vor die Augen... Die Emigranten, welche größenteils durch die Stadt zogen, waren ebenfalls in der erbärmlichſten Lage, der größte Teil war dürftig, abgeriſſen, abgeſchunden, elend und miſerabel. Viele verkauften hier aus Noth ihre Pferde, die ſie nicht mehr ernähren konnten, um die allergeringſten Preiße, ſie nahmen an waß ſie bekamen, reiſten nun zu Fuße mit ihren Mandelſäckgen fort und gingen vollends unter. Viele erhenckten, erſäuften, erſchoſſen ſich nachher.

In allen Straßen der Stadt war des Fahrens und Reitens kein Ende, mit Lebensgefahr ging man in den Hauptſtraßen; oft bin ich, um fort zu kommen,

zwiſchen den Pferden über die Stränge geſtiegen, um etwa auf der andern Seite beſſer fortzukommen…‘

Laukhard, der den Feldzug als Füſilier mitmachte, erzählt unter anderem: ‚Von Longwy rückten wir ins Luxemburgiſche. Die Einwohner der hieſigen Gegenden ſind äußerſt maſſiv, unempfindlich, den Ketzern feind und voll Groll gegen die Preußen… Wo wir hinkamen, ſtießen wir auf grobes, ungehobeltes Volk, das uns kaum eines Anblickes würdigte… Die Soldaten waren alle genötigt, ſo matt und krank die meiſten auch waren, trotz aller wahrſcheinlichen Furcht vor Verbreitung und Vermehrung der Krankheiten, vorzüglich des Durchfalls, dennoch mit dem Lager auf der bloßen Erde fürlieb zu nehmen…‘ (‚Briefe eines Augenzeugen‘). In einem Gaſthauſe in Luxemburg hatte Laukhard eine heftige Diskuſſion mit einem öſterreichiſchen Unteroffizier, der behauptete, die Preußen hätten nicht mit offenen Karten geſpielt. Auch Goethe ſelbſt weiſt ja verſchiedentlich auf die Verſtimmung und Verärgerung hin, die zwiſchen den Verbündeten zu Zwiſtigkeiten und Reibereien führte.

Seit dem 9. Oktober hat Goethe das Heer verlaſſen. Der Herzog, der bei der Truppe bleibt, hat ſeinen Schlafwagen mit drei Leuten aus ſeinem Gefolge und zwei Kranken vorausgeſchickt, und Goethe hat ſich ihnen angeſchloſſen. In Luxemburg ſollen ſie weitere Befehle erwarten. Goethe fährt in ſeiner Chaiſe, die Götze ihm glücklich aus dem Wirrwarr gerettet hat; die fünf Inſaſſen des Schlafwagens ſind: Kämmerer Wagner, Hauptmann Vent, Sekretär Weyland und zwei Kranke: der herzogliche Kammerdiener Venus und der blutjunge Junker von Vogelſang. Die Hauptperſon aber iſt unſtreitig ihr ‚Regiments Quartiermeiſter‘, wie Wagner ihn nennt, der weimariſche Huſar Liſer, ein Luxemburger. Dieſer iſt, da er die franzöſiſche Sprache beherrſcht, vom Herzog zu Spezialdienſten in den Feldzug mitgenommen worden und hat nun von ihm den Auftrag erhalten, den Schlafwagen mit den Kranken über Verdun nach Luxemburg zu geleiten.

‚Zur Eskorte, zum Quartier- und Proviantmeiſter erhielten wir jenen Huſaren, der, namens Liſeur, aus Luxemburg gebürtig, der Gegend kundig, Geſchick, Gewandtheit und Kühnheit eines Freibeuters vereinigte; mit Behagen ritt er vorauf und machte dem mit ſechs ſtarken Schimmeln beſpannten Wagen und ſich ſelbſt ein gutes Anſehen‘ (7./8. Oktober).

Ein durchtriebener Schelm, ein Tauſendſaſa, ein Abenteurer, kühn und erfindungsreich, um keine Liſt verlegen, iſt er im Grunde doch ein ſympathiſcher Kerl

und voll rührender Beſorgtheit um das Wohl der ſeiner Obhut Anvertrauten. Glücklich hat er ſie durch den Wirrwarr des Rückzugs von Conſenvoye an der Maas über Verdun, Etain, Spincourt, Longuyon und Longwy in das Herzogtum herübergeleitet und es überall verſtanden, ihnen gute Quartiere zu verſchaffen, für beſſere Pferde zu ſorgen und die beiden Wagen hindurchzulotſen. Goethe weiß denn auch die Klugheit, die Sorgfalt und die Dienſtfertigkeit des Geleitsmannes ‚nicht genug zu rühmen und zu preiſen‘. Er wird ihn nicht vergeſſen, und noch nach Jahrzehnten wird das Bild des leichtfertigen, aber herzensguten Menſchen, der in dieſen bitteren Tagen ſein und ſeiner Genoſſen waltender Schutzgeiſt iſt, in ſeiner Erinnerung fortleben.

Geſtern, am 12. Oktober, haben ſie Longwy erreicht. Heute hat der Schelm einen beſonderen Schachzug vor: auf ſeinen Vorſchlag macht die Reiſegeſellſchaft den ſtundenlangen Umweg über Arlon. Zwar weiß er gewiß auch, daß die Straße von dort nach Luxemburg beſſer und weniger belebt iſt, aber ſeine Pfiffigkeit weiß auch für ſich allerlei Vorteil aus dieſem Plan zu ziehen: den hohen Herrſchaften will er ſeine braven, wohlhabenden Arloner Verwandten nicht umſonſt gerühmt haben; ſie ſollen ſehen, daß er auch nicht gerade ‚von der Hecke gepflückt‘ iſt, wie man in Luxemburg ſagt, und die Verwandten ſelbſt ſollen Augen machen, wenn er in ſolcher Vertrauensſtellung mit Exzellenzen und hohen Offizieren angefahren kommt. Vielleicht fällt ſogar ein oder das andere Goldſtück für ihn ab, wenn ſie den verlorenen Sohn zerknirſcht und bußfertig heimkehren ſehen, und das Zeugnis der hohen Herrſchaften kann ihm dabei nur von Nutzen ſein.

So reitet er ſtolz wie ein Paſcha in Arlon ein, und alles verläuft, wie erwartet. Die Reiſegeſellſchaft wird freundlich aufgenommen und bewirtet, und Goethe, dem die niederdrückenden und widerwärtigen Erlebniſſe der letzten Tage bis an den Hals geſtiegen ſind, lebt in der idylliſch-behaglichen Atmoſphäre des gutbürgerlichen Hauſes geradezu auf. Die Würde, die Freundlichkeit und das gute Benehmen dieſer Leute haben es ihm ſo angetan, daß ihm ſpäter bei der Niederſchrift der ‚Kampagne‘ ein doppelter Irrtum unterläuft: er vergleicht anachroniſtiſch die ‚Petite ville‘ mit den ‚Deutſchen Kleinſtädtern‘ – beide Werke erſchienen erſt 1803 –, und dabei muß ihm gerade Arlon, das im Grunde deutſch iſt, die typiſche franzöſiſche Kleinſtadtwirklichkeit vertreten.

Aber die Schatten der Unruhe wehen auch über dieſes Idyll. Dem bieder-treuherzigen Bürgerſinn gegenüber wirkt die vor dem Hauſe aufgefahrene Aſſignatenfabrik des Herrn Calonne wie eine tragiſch-groteske Verkörperung der ganzen

Mißwirtſchaft und des Schwindelgeiſtes einer untergangsreifen Geſellſchaft. In den von Mißtrauen und Abneigung erfüllten Worten der um ihren Beſitz bangenden Bürgersleute ſpricht Goethes eigenes Empfinden mit. Dieſer Adel mit ſeiner Verderbnis und Hohlheit hat ſein Schickſal verdient.

Und nun fahren ſie auf der beſten Kunſtſtraße weiter nach Luxemburg, durch die regenüberſchauerte, traumſchwere Oktoberlandſchaft, durch ſtille, dämmerige Dörfer, und nur ſelten begegnen ihnen Menſchen: ein Bauer hinter ſeinem heimwärtsknarrenden Rübenwäglein, eine Stafette, die ins Prinzenlager nach Arlon oder zu Clerfayt ſprengt, einzeln oder gruppenweiſe marſchierende Emigranten, die barfuß, mit zerfetzten, ſchmutzbedeckten Uniformen Luxemburg zuſtreben; manchmal auch iſt es ein Reiter vom Emigrantenkorps, der finſteren Blicks an ihnen vorüberjagt, oder eine Kaleſche, aus deren wappengeſchmückten Schlägen todernſte Geſichter von Frauen und Kindern ſtarren.

Nach den aufregenden, ſchreckerfüllten Fahrten der letzten Tage umfängt ſie hier ein Gefühl der Geborgenheit, das ſie aufatmen läßt, aber ſchwer laſtet doch noch immer der Druck des Erlebten auf ihren Geſichtern.

Schweigend und gedankenverloren ſchaut Goethe in die trüb verſchleierte Landſchaft, über die der frühe Abend ſinkt. Sein langes, verwildertes Haupthaar, das ‚wie ein verworrener Hanfrocken unter dem breiten Hut hervorquillt‘, und der ‚ſtrauchige‘ Bart verdüſtern den Ausdruck ſeiner ernſten Züge noch mehr. Oktoberſtimmung, kalte Regengüſſe, öde Felder mit ſchwarz verfaulten Hafer- und Roggenhaufen und krächzenden Krähenſchwärmen darüber. Vor ſechs Wochen iſt er hier in der Nähe durchgefahren, und was hat er ſeitdem geſehen, miterlebt und erlitten! Wie ein ‚böſer Traum‘ kommt ihm das alles vor. Im Koffer hat er noch den Brief, den er vor fünf Tagen in Verdun an Voigt ſchrieb und worin es heißt: ‚Wir haben in dieſen ſechs Wochen mehr Mühſeligkeit, Not, Sorge, Elend, Gefahr ausgeſtanden und geſehen als in unſerem ganzen Leben.‘ Er fühlt ſich müde und abgeſpannt.

Trotz aller Widerwärtigkeiten hat er während des Feldzugs ſeine gute Laune bewahrt, hat ſeine Umgebung durch Ernſt geſtärkt, durch Scherz erheitert. Von Verdun aus konnte er noch an Chriſtiane ſchreiben, es gehe ihm ‚fürtrefflich‘, und ſie werde einen recht munteren Freund wiederkriegen. Aber all die körperlichen Beſchwerden und die Sturzflut niederdrückender Erlebniſſe haben auch ſeine moraliſche Widerſtandskraft zu erſchüttern angefangen. Zwar dem Argſten ſind ſie ent-

ronnen, aber ſie haben in den letzten Tagen doch noch genug des Fürchterlichen erlebt und geſehen: die überſtürzte Maſſenflucht aus Verdun, das Gedränge in Spincourt, die Tauſende von Flüchtlingen, die ſich in zerfetztem Schuhwerk oder barfuß zwiſchen dicht beſetzten Fuhrwerken aller Art im knietiefen Schlamm der Straßen dahinſchleppten, Heſſen und Preußen, Emigranten, Weiber und Kinder in wirrem Durcheinander, die Jammergeſtalten kranker, hungernder Soldaten, die umgeſtürzten Wagen, die halbtoten, zerquetſchten Pferde, über die die Räder kreiſchend hinweggingen, und was entſetzlicher war: die Leichen der unterwegs geſtorbenen Kranken, die man von den überfüllten Lazarettwagen an die Straßenränder abwarf, wo ſie in Schlamm und Regen ausgeplündert und unbeerdigt liegen blieben. Übermächtig dringen auf dieſer Fahrt durch das dämmerige Abendgelände all die Szenen des Elends auf ſein widerſtrebendes Gemüt ein. Könnte er, wie ſonſt, ſich die Bruſt entladen, ſich in dichteriſchem Geſtalten die Bilder von der Seele wälzen! Aber der übermüde Körper lähmt die Schwingen ſeiner Phantaſie. Und für wen ſollte er, der Vereinſamte, dichten? Aber dunkel ahnt er, daß das furchtbare Geſchehen dieſer Tage dennoch eines Tages in ihm nach Form ringen wird. Geſtalten werden aus ſeiner Seele ſteigen, in denen all ſeine Abneigung gegen die entfeſſelte Unordnung in der Welt nachzittern ſoll. Wie eine Mahnung ſoll es aus ſeinen Verſen klingen. Deutſchland liegt noch im Frieden. Aber wie lange noch? Bei Valmy hat er den Gefährten ſeine Ahnung ausgeſprochen von dem Beginn einer neuen Epoche der Weltgeſchichte. Sollte wirklich dieſer Zuſammenbruch Schickſal ſein – und Zeitenwende?

Undurchdringlich und ſchwer wie die Wolken des heraufziehenden Oktoberabends laſtet die Zukunft über der Welt.

In dieſer Stimmung erreicht Goethe Luxemburg.

Liſer, der vorausgeritten war, um Quartiere zu beſorgen, erwartet die Gefährten am Judentor. In den Straßen herrſcht wirres Gedränge. Seit Tagen flutet ein Strom von Flüchtlingen in die Stadt herein. Alle Gaſthöfe ſind überfüllt, alle Quartiere beſetzt, die Lazarette können die Leichtverwundeten nicht mehr aufnehmen. Aber der Gewandtheit des ortskundigen Liſer iſt es gelungen, ſeinen Schutzbefohlenen Zimmer zu beſchaffen. Für den Herrn Geheimrat hat er bei Bekannten in einem ſtillen Seitengäßchen ein recht hübſches Zimmer ausfindig gemacht. So trennt ſich die Geſellſchaft; und nachdem das Gepäck abgeladen iſt,

richtet ſich Goethe mit ſeines Dieners Hilfe in dem behaglichen Hinterzimmer häuslich ein.[1]

Nach einer unruhigen Nacht fühlt er ſich am Morgen unwohl. Zwiſchen den feuchten Mauern des Höfchens fällt wie durch einen Schacht mattes Licht ins Zimmer. Er fröſtelt. Sollte die allgemeine Krankheit auch ihn ergriffen haben? Er läßt ſich das Zimmer gut einheizen, Götze beſorgt Medizin[2], beſorgt alten Burgunder. Langſam verſinken die Stunden. In eine Decke gewickelt, ſinnt er im Lehnſtuhl. Sein ‚Tagebuch mag er nicht anrühren'. Die in Verdun angefangenen Briefe kann er heute nicht beendigen. Er blättert in ſeinen Manuſkripten zur Farbenlehre, prüft die Eintragungen über die in den letzten Wochen beobachteten Lichtphänomene... Höchſter Traum, wenigſtens dieſes Werk vollenden zu können. Seinem Jahrhundert zu zeigen, daß man auf dieſem Gebiet das Rechte weiß, trotz Newton, trotz der überheblichen Angriffe verknöcherter Katheder-weisheit mit ihrem Hokuspokus von abſtrakten Begriffen. Erfahrung, Beobachtung, das iſt ſeine Lebensmeiſterin.

Wie ſeltſam der grünliche Widerſchein der Mauer von draußen auf dem Rot der Tiſchdecke ſpielt! Er greift zum Prisma, läßt die bunten Reflexe über den Tiſch zucken... Licht, du wirkendes, warmes, augenbeglückendes Sein, zu Farben getrübt und gedämpft durch fremde Medien, aber eins und unzertrennlich. Iſt nicht auch ſein Leben ſolch eine unzerſtörbare Einheit, die ſich in bunter Vielfalt auswirkt wie das Licht in den Farben? Herzensfülle glühender Jugend, Träume der Weltbeglückung im Weimarer Amt, Forſcherdrang und Griechenſehnſucht – ein immer neues Werden und Wandeln, und doch immer er ſelbſt. Alles, was er war, iſt er noch, alles lebt noch in ihm, harrt günſtiger Zeit, um ungetrübt zu erſtrahlen wie reines Sonnenlicht. Einem dunklen Ziele zu treibt ihn ſein Dämon, ſich zu vollenden in Kämpfen und Erſchütterungen, und er wird, ſeinem Schickſal vertrauend, ſeinen Weg gehen, mag er den andern auch Verirrung ſcheinen. Und welches Menſchen Weg iſt denn gerade und ungebrochen? Iſt nicht das Leben jener beſchwerlichen Art zu wallfahren gleich, die hier irgendwo im Luxemburgiſchen geübt wird und bei der man drei Schritte vorwärts und zwei Schritte zurück macht?[3]

[1] Goethes Wohnung ließ ſich bisher noch nicht feſtſtellen. Ich habe in meiner Schrift nachgewieſen, daß er in der Oberſtadt gewohnt haben muß, wahrſcheinlich in der Nähe des Fiſchmarktes, wo auch Wagner wohnte. Das Odendahlſche Haus im Pfaffenthal kommt nicht in Frage, vielleicht lag aber der Garten von Liſers Eltern in deſſen Nähe. [2] Götzes Rechnungsbuch.

[3] Goethe gebraucht einmal dieſes Bild. Woher kannte er die Echternacher Springprozeſſion?

Am folgenden Tag, dem 15. Oktober, ſchreibt er Briefe. An Chriſtiane, an die Mutter, an Meyer, an Voigt. Immer wieder ſtrömt ihm die Freude, dem fürchterlichen Elend entronnen zu ſein, in die Feder. ‚Wie froh ich bin, zurückzukehren, kann ich dir nicht ausdrücken, das Elend, das wir ausgeſtanden haben, iſt nicht zu beſchreiben.‘ Und mag auch das Haus am Frauenplan nur notdürftig inſtandgeſetzt ſein, er wird ſich mit allem zufrieden geben. Er hat ja ſie, Chriſtiane, und den kleinen Auguſt. Hat er doch ſchon in Verdun das neckiſche Gelübde getan, ſich künftighin mit Geduld zu wappnen. Wie ſie ihm aus ihren Briefen immer wieder ſchelmiſch mit dem Finger droht, er dürfe draußen keine Augelchen machen... Aber Törin! ‚Wir wollen es uns recht wohl ſein laſſen, wenn wir nur erſt wieder zuſammen ſind. Lebe recht wohl, liebe mich, und küſſe den Kleinen.‘

Und doch immer wieder das Bangen um die Zukunft. Wie ein Alpdruck liegt es auf ihm. Der Mutter freilich deutet er die allgemeine Lage nur an: ‚Keine Feder und keine Zunge kann das Elend der kombinierten Armee beſchreiben.‘ Dem Staatsminiſter Voigt aber kann er ſeine politiſchen Sorgen nicht vorenthalten. ‚Der Feldzug wird als eine der unglücklichſten Unternehmungen in den Jahrbüchern der Geſchichte eine traurige Geſtalt machen.‘ Und nun hat gar das Geheime Conſeil den Krieg für einen Reichskrieg erklärt. ‚Wir werden alſo mit der ganzen Herde ins Verderben rennen. Europa braucht einen dreißigjährigen Krieg, um einzuſehen, was 1792 vernünftig geweſen wäre.‘ Das Mißbehagen über den Zuſammenbruch des Feldzugs läßt ihn nicht los. Zwar iſt er ohne Begeiſterung mit in den Krieg gezogen, aber nun droht die Anarchie, und die iſt ihm ſo verhaßt wie der Tod. Bricht nicht das Chaos über die Welt herein? Ach, es iſt widerwärtig, zu denken, daß auch Deutſchland in dieſen Strudel entfeſſelter Willkür hineingeriſſen werden kann. Vor Mainz donnern ſchon die Kanonen. Und in Deutſchland ſelbſt ſchwärmen ja ſogar manche Betörte für die neuen Ideen. Und da iſt dieſer Stimmungsmenſch Herder und ſeine Gattin Karoline, die an Fritz Jacobi ſchreiben konnte: ‚Die Sonne der Freiheit geht auf, das iſt gewiß.‘ Den beiden muß er ſeine Eindrücke ſchildern: Glücklich ſollen ſie ſich preiſen, daß Gott ſie außerſtand geſetzt hat, ‚Torheiten ins Große zu begehen‘. Er ſelber dankt dem Herrn, daß er ihn ‚aus dem Schlamm erlöſt hat‘, der ihm ‚bis an die Seele ging‘, und er will nach den mütterlichen Fleiſchtöpfen eilen, um dort von einem ‚böſen Traum zu erwachen‘, der ihn ‚zwiſchen Kot und Not, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, zwiſchen Trümmern, Leichen, Aſern und Scheißhaufen gefangen hielt‘ (Briefe, W. A. VI, 10). So, und nun auf die Rückſeite die gegenwärtigen Aſpekte am

Himmel und die Konjunkturen auf der Erde! Raſch wirft er die Zeichnung hin: In der Mitte ein Freiheitsbaum mit der Inſchrift: ‚Cette terre est libre‘, zugleich als Wegweiſer dienend: Chemin de Paris. Nach Paris hin über einem Hügel die aufgehende Sonne und hier nach der deutſchen Seite hin Wolken und ſtrömender Regen! Triumphierend über dem ganzen Landſchaftsbilde flattern die Bänder der Jakobinermütze.[1]

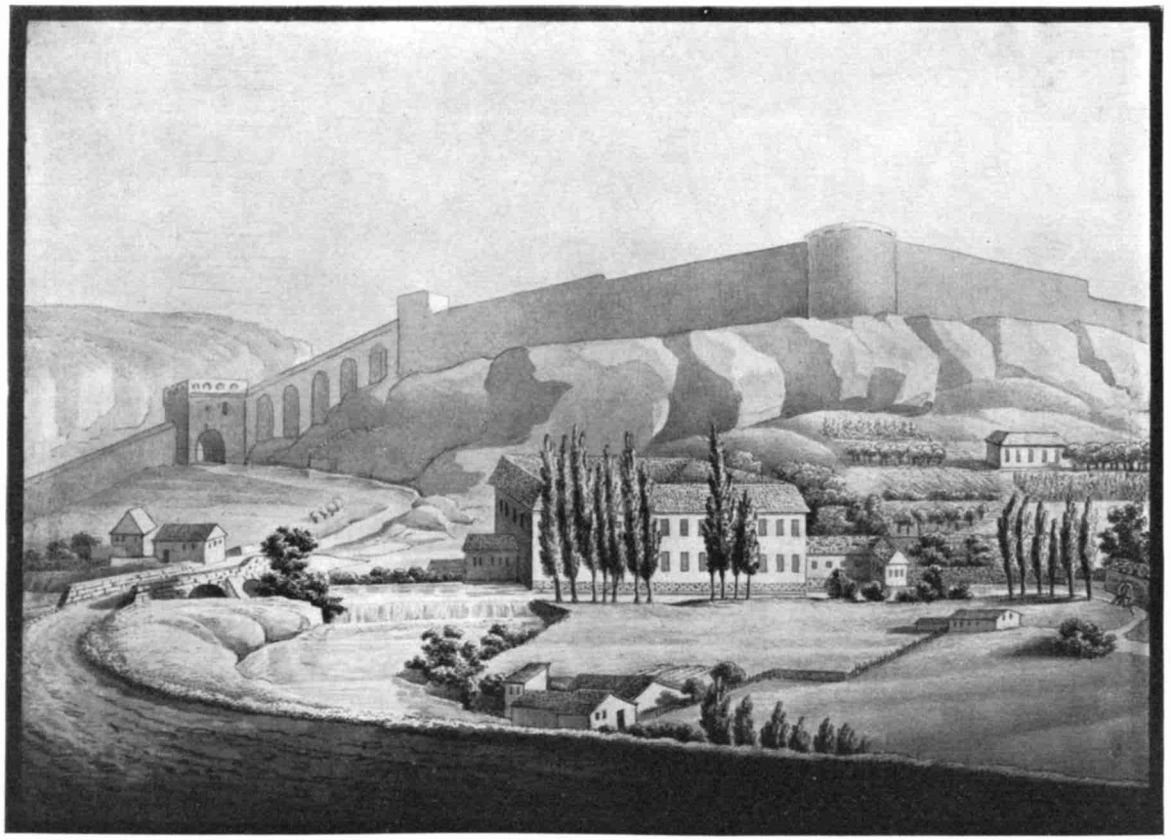
In einer ſeltſamen Getriebenheit, zwiſchen Gelöſtheit und Spannung ſchwebend, wandert Goethe ‚ſinnend und denkend, einſam genug‘ durch die Gaſſen. Dort geht das unſelige Kriegsnachſpiel weiter. Der Strom der Flüchtlinge ſchwillt an. Auf allen Plätzen ſtauen ſich Fuhrwerke und Karoſſen, verſprengte kranke Soldaten irren hungernd umher, flüchtige franzöſiſche Familien ſuchen ein Obdach, Emigranten aus der aufgelöſten Prinzenarmee in zerfetzten und beſchmutzten Kleidern verkaufen ihre letzte Habe... Menſchentrümmer einer verſunkenen Herrlichkeit. Heute ſind die heſſiſchen Regimenter durchgezogen, der Landgraf eilt Hals über Kopf an den Rhein, ſein Land zu ſchützen. Die Bürgerſchaft iſt beunruhigt, unheimliche Gerüchte, Ausgeburten der Angſt, durchſchwirren die Straßen. Ungeheure Bauernmaſſen ſollen im Anmarſch ſein, die blutdürſtigen Freiwilligen des zweiten Aufgebots.

Goethe erlebt teilnehmend die ſeeliſche Not und Bedrängnis des Grenzvolkes mit. Auf ſtets umſtrittenem Boden, in ewiger Angſt um ſein Daſein dahinlebend, von zwieſpältigen Gefühlen hin und her geriſſen, überwach in Spannung und Mißtrauen, mag ein ſolches Volk wohl nie zum Urgefühl eigener Kraft gelangen, aus dem allein das Große entſpringt. Kein ungefährdetes inneres Kraftzentrum verbürgt ruhiges Wachſen und Wirken. Und die Not macht die Seelen eng. Schickſal der Grenze!

Er ſelbſt aber flüchtet vor dem ſich ſtets erneuernden Zwang zu ſchmerzlichen Rückblicken in die wohltätige Stille der Natur. Dumpf zu reſignieren, iſt nicht ſeine Art. Vergangenes iſt unabänderlich. Liſer iſt dageweſen, hat ſich nach ſeinem Befinden erkundigt und hat ihm das Gärtchen, das ſeine Eltern in der Unterſtadt Pfaffenthal beſitzen, zur freien Benutzung angeboten.[2]

[1] Goethe hat dieſe Zeichnung auch aquarelliert. Ein Exemplar ſchenkte er auf der Heimreiſe Fritz Jacobi in Pempelfort; es befindet ſich heute in der Sammlung Kippenberg in Leipzig.

[2] Über die Perſönlichkeit des Huſaren Liſer und ſeiner Eltern ſowie über ſeine weiteren Schickſale bieten die Zivilſtandsregiſter der Stadt Luxemburg keine ſicheren Anhaltspunkte. Aus Weimarer Nachweiſen konnte ich bis jetzt ermitteln, daß er Nikolaus Liſer hieß und im Jahr 1789 als Rekrut in das Huſarenregiment aufgenommen wurde.



Luxemburg: Bockbefeſtigungen von der Pfaffenthaler Seite aus. Handzeichnung von Goethe. Oktober 1792

Der Regen hat endlich aufgehört. Aus weißen Morgennebeln ſteigen entſchleiert dieſe milden Oktobertage. Durchs Tal windet ſich die Alzette in ſanftem Bogen, wie daheim vor dem Gartenhäuschen die Ilm. Von den Pappeln am Ufer ſinken lautlos die Blätter und legen ſich auf die leis erſchauernden Wellen. Letzte Herbſtdüfte aus den Gärten ringsum. Verklärendes Licht. Rinnendes Waſſer. Und Stille. Jetzt ſtilleſtehen! Nur noch ſchauen. Die Augen ganz Licht ſein laſſen. Und dann ſie ſchließen – und fühlen: Nun iſt das alles in dir! Und da ſteht mitten im Garten ein breiter, knorriger Birnbaum, ein ſchlichter Baum des Nordens. Seine Früchte hat er längſt geſpendet, aber er ſtrahlt in der Glorie herbſtlicher Schönheit. In der Welt iſt Krieg und Verwirrung, Menſchen bangen und ſtreiten und töten ſich um ihr bißchen Beſitz oder um Wahngebilde, er ſteht und wächſt und blüht und trägt Frucht und erfüllt ruhig und ſtet das Geſetz ſeines Weſens. So im Ewigen geborgen zu ſein, hingegeben den flutenden Kräften des Seins, ganz Erfüllung weſenhafter Naturkeime, – das wäre Bewahrung vor aller Unraſt und aller Nichtigkeit des Weltgetriebes...

Tag für Tag wandert Goethe in ſeine friedliche Oaſe hinunter, beruhigt Sinne und Herz im Anblick zeitloſen Naturgeſchehens und ſinnt, wenn der Sonnenuntergang ſeine bunten Farbenſpiele über den Zinnen der Stadt hervorzaubert, dem Wunder des Lichtes und der Farben nach.

Dieſes Luxemburg iſt ein einziges auf- und übereinandergefügtes Kriegsgebäude. Steil hinab durch dunkle Bogentore, an wuchtig aufgetürmten Feſtungsbauten vorbei führt der Weg ins Pfaffenthaler Elyſium. In einem ſtarrenden Panzer von Mauern, Türmen und Baſtionen ragt die Felſenſtadt trotzig in den Oktoberhimmel. Ringsherum, den Windungen des engen Tales folgend, ſchlingt ſich ein Gürtel von Wällen, Schanzen, Vorwerken, Redouten, ein labyrinthiſches Zangen- und Krakelwerk. Die ungeheure Mannigfaltigkeit und techniſche Kühnheit dieſer Bauten rufen immer wieder ſtaunende Bewunderung hervor. Hier bewährte ſich die vollendete Tüchtigkeit einer Kunſt, die nicht der Zerſtörung dient, ſondern dem Schutz und der Bewahrung. Und wie wunderbar verbinden ſich hier Kunſt und Natur! Faſt organiſch wächſt aus dem Fels das Mauerwerk hervor. Das Gebaute ſcheint gewachſen, das Gewachſene gebaut! Solchen Einklang von Landſchaft und Menſchenwerk gibt es wohl nur in kleinen italieniſchen Bergneſtern. Den überwältigenden Eindruck dieſer Feſtungsſtadt in Bilder zu bannen und für die Erinnerung feſtzuhalten, müßte höchſt reizvoll ſein. Goethes Zeichentrieb erwacht wieder. Da das Zeichnen nach der Natur im Feſtungsbereich verboten iſt,

greift er abends im ſtillen Zimmer zu Feder und Sepia und malt aus dem Gedächtnis die Bilder, die ihm und den Freunden ein Andenken ſein ſollen an den ‚höchſt ſeltſamen Zuſtand‘, in dem er dieſe Tage verbracht hat.

Zum erſten Mal ſeit Italien erwacht alſo in Luxemburg wieder Goethes Luſt zu zeichneriſcher Betätigung. Schon die landſchaftliche Lage Luxemburgs, die ein ſpäterer Beſucher einen ‚Knalleffekt der Natur‘ nannte, mußte nach den troſtloſen Bildern des Rückzugs einen beſondern Reiz auf ihn ausüben. Dazu kommt die ‚alle Begriffe überſteigende Mannigfaltigkeit‘ der Feſtungsbauten, die ſeine Bewunderung erregte. Zwar kann er, da er ‚nicht ſelbſt vom Metier‘ iſt, die techniſche Planmäßigkeit all dieſer Werke nicht zur Darſtellung bringen, aber er kann doch dem durch Natur und Kriegskunſt ſo einzigartig geſtalteten Stadtbild den ‚maleriſchen Effekt‘ abgewinnen. Sein Wunſch, daß ein ‚Pouſſin ſein herrliches Talent in ſolchen Räumen betätigt‘ haben möchte, deutet an, daß ſein Ausdruckswille ebenfalls hier das Einfache, Ernſte, Monumentale anſtrebt.

Bis vor einigen Jahren waren Goethes Luxemburger Zeichnungen verſchollen. Man nahm vielfach an, er habe ſie in Pempelfort mit den ſatiriſchen Tagesbefehlen verbrannt, obſchon ja dafür kein Grund vorgelegen hätte. Bei der Abfaſſung meiner Schrift verfolgte ich mit beſonderem Eifer das Ziel, die Bilder wieder ausfindig zu machen. Schließlich gelang es mir, dank den Bemühungen des Herrn Direktors Wahl, der mir eine Reihe Zeichnungen aus Privatbeſitz zugänglich machte, in Weimar die dem vorliegenden Aufſatz beigegebenen drei Luxemburger Bilder feſtzuſtellen. Es ſind Federzeichnungen, die mit Sepia ausgetuſcht ſind.

Wenn wir berückſichtigen, daß Goethe ſie in ſeiner Wohnung aus der Erinnerung anfertigen mußte, ſo muß man ſtaunen über die Genauigkeit ſeines Landſchaftsgedächtniſſes. Beſonders gilt dies für Blatt 1: ‚Grund mit Bockbefeſtigung‘. Faſt photographiſch genau ſtimmt dieſes Bild mit der Örtlichkeit überein. Gerade dieſem Werk möchte ich auch beſonderen künſtleriſchen Wert zuſprechen: in Aufbau und Stimmung verrät es das auf plaſtiſches Sehen ſowohl wie auf Stimmungswerte eingeübte Künſtlerauge Goethes. Aus ſtreifigem Regengewölk, das nach rechts abzieht, bricht für einen Augenblick das Sonnenlicht durch, lichtüberrieſelt, in reiner Klarheit atmet der friedliche, zwiſchen Feſtungswerken eingezwängte Talwinkel, flirrendes Licht umſpielt die noch regenfeuchten Kronen der Baumgruppen, löſt die Starrheit der wuchtig emporgereckten Kriegsbauten in weichem, verſöhnlichem Glanze auf und läßt im Fernen die ſcharfen Umriſſe ganz zergehen in der milchigen Helle des Oktoberhimmels.

Blatt 2 ſtellt, von einem tiefer gelegenen Standort aus geſehen, wieder die ‚Befeſtigungen am Clauſener Berg‘ dar. Das Vordergrundmotiv deckt ſich mit dem des erſten Blattes: derſelbe anſteigende Weg mit Böſchungsmauer, überragenden Türmchen und Torabſchluß. Die Anordnung entſpricht hier jedoch nicht ganz der Wirklichkeit. Die Abweichungen und Zutaten erklären ſich aus der unüberſehbaren Vielgeſtaltigkeit des Feſtungslabyrinths mit den mehrfachen Flußbiegungen. Offenbar ſind die vielen, oft auffallend ähnlichen Motive dem Künſtler hier etwas durcheinander geraten. Anklänge an dieſes Bild finden wir im Luxemburger Abſchnitt der ‚Kampagne‘, wenn Goethe ſeinem Staunen Ausdruck gibt über die ‚Verkettung unüberſehbarer Baſtionen, Redouten, halber Monde‘ oder wenn ihm auffällt, ‚daß ſo manche gegeneinander überſtehende Felſen, Mauern und Verteidigungswerke in der Höhe durch Zugbrücken, Galerieen und gewiſſe wunderliche Vorrichtungen verbunden waren‘. Vor dem Techniſchen tritt hier die Landſchaft zurück, das Flächige, Lineare der Feſtungsbauten wiegt vor, deren wuchtige Klötze den Raum beherrſchen.

Blatt 3 ſtellt ebenfalls die Bockbefeſtigungen, aber von der Pfaffenthaler Seite aus, dar. Man mag ſich in der Nähe das Gärtchen denken, von dem aus Goethes Blick immer wieder zu den hohen Baſtionen der Feſtung hinaufging. ‚Nichts kann deshalb einen wunderlicheren Anblick gewähren als das mitten durch dies alles am Fluſſe ſich hinabziehende enge Tal, deſſen wenige Flächen, deſſen ſanft oder ſteil aufſteigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terraſſen abgeſtuft und mit Lufthäuſern belebt ſind, von wo aus man auf die ſteilſten Felſen, auf hochgetürmte Mauern rechts und links hinaufſchaut. Hier findet ſich ſo viel Größe mit Anmut, ſo viel Ernſt mit Lieblichkeit verbunden uſw.‘ Das Bild iſt auch geradezu eine Illuſtration zu folgender Stelle: ‚Kirche und Kloſter, nicht weit entfernt, – das Gebäude auf dem Bilde iſt allerdings kein Kloſter, ſondern ein Spital, die dazu gehörige Kirche fehlt – rechtfertigte den Namen dieſes Elyſiums, und in dieſer geiſtlichen Nachbarſchaft ſchien auch den weltlichen Bewohnern Ruh und Friede verheißen, ob ſie gleich mit jedem Blick in die Höhe an Krieg, Gewalt und Verderben erinnert wurden.‘ Das Ganze atmet dieſe Stimmung. Fein abgewogen iſt beſonders der Übergang von der ſonnigen Wieſenfläche über die baumbeſtandenen Steilgärtchen und die Felspartieen mit ihrem Wechſel von Licht und Schatten zu dem betonten Schattendüſter der Mauern: unten die ſchwingende Bewegtheit des Lebens, Licht und Mannigfaltigkeit, oben die ſtarre Geradheit des Geometriſchen.

Am 21. Oktober, einem Sonntag, verlaſſen Goethe und ſeine Begleiter mit ihren zwei Wagen in aller Frühe die Stadt Luxemburg und fahren nach Grevenmacher, wo an dieſem Tag das Regiment des Herzogs von Weimar eintreffen ſoll. Früh am Nachmittag kommen ſie in Grevenmacher an. Doch iſt das Städtchen mit kaiſerlichen und heſſiſchen Truppen ſo überfüllt, daß an ein Unterkommen nicht zu denken iſt. Sie ziehen deshalb weiter bis Mertert und finden mit Hilfe eines befreundeten Offiziers Quartiere in einer etwas abſeits vom Dorf gelegenen Mühle.[1]

Dieſe Einzelheiten entnehme ich Wagners Tagebuch, der uns überhaupt für die äußeren Erlebniſſe dieſes letzten Tages, den Goethe auf luxemburgiſchem Boden verbrachte, der einzige Gewährsmann iſt. Wagner erzählt weiter: ‚Wir blieben alſo dieſe Nacht in Mertert bey einem reichen Müller, der mehr wie 100.000 rthlr commandierte, über dem noch war der Müller ein ganz vortrefflicher Mann, ſeine Frau aber war gerade das Gegenteil.

Dieſen Abend kamen 40 Mann ſehr kranke Heſſen auf des Müllers Hofe auf verſchiedenen Wagen an; die Müllerin war ganz des Geyers darüber, das Weib lärmte wie ein losgelaſſener Drache in ihrem Hauſe, es durfte keiner ihr Hauß betreten... Der Müller aber ließ dieſen Leuten, ſeiner Frau unwiſſend, eine Kartoffelſuppe machen; wider Gewalt konnte ſie aber doch nicht; die Heſſen waren hier angewieſen... Sie ſchimpfte und ſchmähte aber auf die Heſſen und konnte gar nicht ruhig werden.‘ Der gutherzige Wagner ſucht ihr nun ins Gewiſſen zu reden, erinnert ſie an die Vorſchriften ihrer Religion, an die Gefahr, daß die Franzoſen kommen könnten und ihr dann alles nähmen. ‚Ich konnte aus dieſer Frau nichts anderes herausbringen als ihr ‚Heilige Himmelskönigin!‘ Als ſie von mir weg war, lärmte und ſchmählte dieſes unbarmherzige Weib in ihrem Hauſe herum und ſahe mich gar nicht wieder an.

Den 22. Zwey von dieſen Heſſen waren dieſe Nacht geſtorben. Es war ein Jammer, dieſe Menſchen zu ſehen, wie weit ſie herunter waren, ich bath die Frau nochmalen heute Morgen, ſie mögte ihnen eine Suppe machen laſſen. Ja ja, ſagte ſie zornig für mich, aber es ſoll mir keiner ins Hauß. Dieſes befahl ſie ihren Mägden, genau acht zu haben, daß ihr kein Heß ins Haus käme, indeſſen ließ ſie ihnen eine Kartoffelſuppe machen.

Herr Kämpfer ließ heute Morgen dem Junker eine Wein Suppe machen; als

[1] Es kann ſich nur um die Donckelsmühle handeln, die nach Grevenmacher zu am Eingang des Dorfes liegt.

ſie dieſer Nimmerſatt halb verzehrt hatte, nahm ich ſie ihm weg... Ich gab dieſen Überreſt zwei Heſſen, die aus Mattigkeit auf Händen und Füßen von der Scheuer bis zu dem Haus gekrochen waren! um zu verſuchen, ob ſie etwa allda etwas warmes bekommen könnten. Gott! was labten ſich dieſe Menſchen an der Wenigkeit! – Nach dieſer Geſchichte bezahlte ich dieſer lieben Frau unſere Zehrung; das Geld kannte ſie ganz gut, ſie ließ ſich ſogar das Streu-Stroh für die Pferde bezahlen, ich bezahlte es ihr auch. Wir fuhren nunmehr unter Gottes Geleite nach Trier ab.'

Götzes Rechnungsbuch vermerkt unterm 22. Oktober:

Für Bier unterwegs	11 Böhm	... 8 Gr. 10 Pfg.
für die Heſſen Schnaps	5 Behm	... 4 „

Offenbar handelt es ſich um jene kranken Heſſen in der Merterter Mühle.

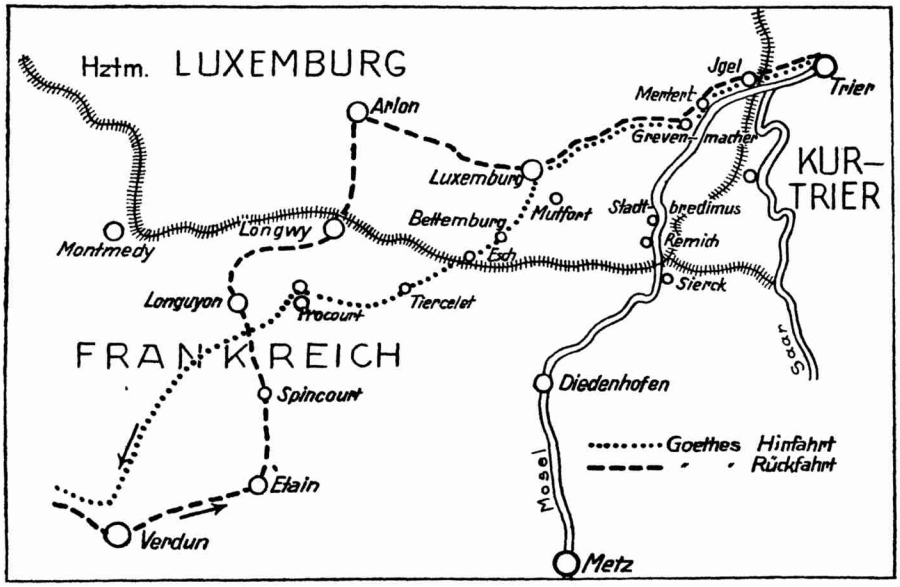
Goethe erwähnt den Merterter Aufenthalt mit keiner Silbe, der Wagnerſche Bericht gibt uns wohl die Erklärung dafür. Dieſe Szenen waren nicht dazu angetan, Goethe, dem ja 1820 Wagners Tagebuch vorlag, die eigenen Erinnerungen an dieſen Aufenthalt anziehender zu machen. Wie er in der ‚Kampagne' überall dem Häßlichen und Rohen aus dem Wege geht und ſich 1820 glücklich ſchätzt, daß ‚widerwärtige Greuelbilder ſich vor der Einbildungskraft abſtumpfen', ſo verweilt er auch hier keinen Augenblick bei den Merterter Erlebniſſen. Ein menſchlich bedeutſames Moment boten ſie nicht, und für den künſtleriſchen Aufbau des Werkes kamen ſie, im Gegenſatz zu den Grevenmacherer und Igeler Erinnerungsmotiven, nicht in Betracht.

Der Geſamteindruck von Stille und Verlaſſenheit, den der kurze Grevenmacherer Abſchnitt hervorzurufen ſucht, entſpricht nicht einem wirklichen Erlebnis: gerade in dieſen Tagen herrſchte in Grevenmacher ein überaus bewegtes Treiben. Acht öſterreichiſche Kompanieen waren hier einquartiert, das hier befindliche große preußiſche Magazin bewirkte ebenfalls regen Verkehr, und außerdem war die ganze Gegend mit heſſiſchen Truppen belegt.

Aber der Parallelismus der ſteigenden und fallenden Handlung mit der umgekehrten Wiederholung der Motive verlangt dieſen Stimmungswechſel: ein Wiederſehen in veränderter Lage iſt es; und Goethes Kunſt, durch bloße Tatſachen Stimmung zu erzeugen, offenbart ſich hier wiederum in eindringlichſter Weiſe. Öde, wüſt und zerfahren liegen die Anger, wo ſich im Auguſt die bunte, galante Wagenburg prunkend ausbreitete, ſtill und verlaſſen ſteht das Poſthaus mit dem Briefkaſten, kein Gedränge iſt mehr da. ‚Man konnte ſich der wunderlichſten Ge-

danken nicht erwehren.' Ja, er hat doch recht behalten, der Poſtmeiſter, mit ſeinen düſteren Warnungen! Verweht iſt nun all die Herrlichkeit, in nichts zerronnen alle Siegeshoffnung. Welch ein Zuſammenbruch!

Aber Goethe hat Eile, aus der Welt des Kriegsdämons, aus den Schrecken des Rückzugs, mit deren Schilderung er ſchon in Luxemburg abgeſchloſſen hat, in friedlichere Sphären zu flüchten. Und ſo begrüßt er, freudigeren Ausſichten zugewandt, an der Grenze des luxemburgiſchen Bodens das Monument von Igel, das ihm ‚wie der Leuchtturm einem nächtlich Schiffenden entgegenglänzt'. Es hält ihn diesmal lange feſt. Wagner notiert in ſein Tagebuch: ‚Herr Geh. Rat von Goethe verweilte lange dabey.' So lebhaft prägt ſich Goethe das Bild ein,



daß er noch aus der Erinnerung eine Skizze[1] davon anfertigen kann, vielleicht ſchon in Trier, wo er ſich noch einmal die eigenartige Schönheit dieſes Denkmals vergegenwärtigt. Und jenem ‚flüchtigen Daſein' gegenüber, deſſen Vergänglichkeit ihm eben noch in Grevenmacher klar vor die Seele trat, wird es ihm ein Zeugnis antiker Dauer und Symbol eines ‚fröhlich-tätigen Daſeins', zu dem auch ſein innerſtes Gefühl ihn aus dem Kriegstreiben heraus heimdrängt.

*

[1] Eine Federzeichnung, heute im Berliner Kupferſtichkabinett.

Goethes Aufenthalt in Luxemburg war nur Zufall und Episode; eine Ausstrahlung in sein dichterisches Werk blieb ihm ebenso versagt wie eine Anknüpfung persönlicher Beziehungen. Das brachten die Umstände leider mit sich. In der chaotischen Verwirrung und der Aufgeregtheit der Gemüter blieb seine achttägige Anwesenheit völlig unbemerkt. Während in Trier der junge Gelehrte Wyttenbach mit ihm in ein freundschaftliches Verhältnis trat, das sich brieflich fortsetzte, fand in der Soldaten- und Advokatenstadt Luxemburg kein Verehrer seines Genius zu ihm, keine Tradition, keine Zeitungsnotiz bewahrte hier der Nachwelt das Andenken an den Aufenthalt des damals doch schon berühmten Dichters. Seine ‚erbärmliche Lage', die ständig sinkende seelische Temperatur des Rückzugs mochten ihn wohl auch nicht dazu geneigt machen, selber gesellschaftlichen Anschluß zu suchen. Als Dichter war er in Luxemburg vielleicht auch kaum bekannt; das geistige Leben entsprach hier dem einer abgelegenen mittleren Garnisonsstadt und war zudem vorwiegend nach Brüssel und nach Frankreich orientiert.

Von seiner Berührung mit dem Volk berichtet Goethe leider nichts; persönliche Eindrücke und Erlebnisse jener Art, wie sie die Kleinszenen aus dem französischen Gebiet schildern, fehlen durchaus. Goethe hat aber gewiß in diesen acht Tagen allerlei gesehen und erlebt: ob nichtssagend oder widerwärtig, in beiden Fällen reizte es nicht zur Ausführung. Sollten ihm, wie Laukhard, die Luxemburger vorgekommen sein als ‚ein grobes, barbarsches, fatales Volk', oder sollte auch ihn, wie den Feldprediger Wehrhan, die Sprache abgestoßen haben, dieses Deutsch, das ‚in keinen grauenhafteren Tönen irgendwo auftritt... und in einen so grauenvollen, halb heulenden Nasen- und Gurgelton eingekleidet ist, daß es schon deshalb schwer fällt, Zutrauen zu diesen Leuten zu fassen'? Wer weiß, am Ende müssen wir Goethe für sein Schweigen noch Dank wissen!

Im übrigen wird Goethes Anwesenheit beim Heere sogar auch in den Memoiren der Kriegsteilnehmer, abgesehen von Wagner, kaum einmal erwähnt. Wickedes ‚Artillerieoffizier' allerdings will, wie schon auf der Hinfahrt in Trier, so jetzt in Luxemburg wiederum mit Goethe zusammengewesen sein. ‚So langten wir denn am 15. Oktober in einem abscheulichen Zustande in Luxemburg an. Hier durfte ich mich zu meiner großen Freude von dem Herzog Karl August trennen... Und selbst der Herr Goethe konnte, so wie er sich nur wieder in Luxemburg in Sicherheit wußte und er eine gute Tafel vor sich hatte, schon aufs neue scherzen und alle möglichen Witzeleien machen, als wenn nichts vorgefallen wäre' (‚Aus alten Tagebüchern', Jena 1868). Aber die Echtheit dieser Memoiren ist sehr zu bezweifeln.